

Geschwisterlich sein – Geschwisterlich werden

Eine Reise vom Alltagsphänomen zum Ideal

Historische, kulturelle und narrative Perspektiven prägen die Semantik und sozialen Erwartungen an Geschwisterbeziehungen. Der Begriff „Geschwisterlichkeit“ wird als komplexes Konstrukt und als ein Ideal menschlicher Beziehungen beleuchtet, das weit über die biologische Verbindung hinausgeht. Zudem wird thematisiert, wie die positive Wahrnehmung von Geschwisterlichkeit entstand und warum ihre potenziellen Schattenseiten oft vernachlässigt werden.

Michael Hartlieb

Dr. theol., Bereichsleiter für Theologie am
Theologisch-pastoralen Bildungsinstitut (TBI) in Zürich

Geschwisterlich sein: Eine glücklicherweise verschwindende Beziehungskonstellation?

Die nackten Zahlen legen nahe, dass es mit der Erfahrungsmöglichkeit von Geschwisterlichkeit in den kommenden Jahrzehnten sehr schnell bergab gehen dürfte.

Die nackten Zahlen legen nahe, dass es mit der Erfahrungsmöglichkeit von Geschwisterlichkeit in den kommenden Jahrzehnten sehr schnell bergab gehen dürfte. In Deutschland lebt die Mehrheit der Familien bereits heute in einer Ein-Kind-Konstellation. So betreuten im Jahr 2023 6,02 Millionen Familien¹ genau ein Kind im Haushalt, bei rund 12 Millionen Familien insgesamt.² In

anderen Ländern Europas sieht es nicht anders aus. Italien ist bekanntermassen seit Jahren das europäische „Schlusslicht“ hinsichtlich Fertilität, mit entsprechenden nachteiligen Auswirkungen auf die Möglichkeit, gemeinsam mit Geschwisterkindern aufzuwachsen.³ Südkorea, China und Japan sind mit noch extremeren Entwicklungen konfrontiert: Bis zum Ende des Jahrhunderts wird sich ihre Bevölkerungszahl in ungeheurem Ausmass – bis auf 10% (!) der heutigen Bevölkerungszahl im Extremfall – verringern; und das ist ein bereits unumkehrbarer Prozess, denn schon jetzt fehlen die nachwachsenden Generationen, die für die künftigen Generationenfolgen als Eltern in Frage kommen. Weltweit gesehen verbleiben nur noch wenige Regionen, darunter das sub-saharische Afrika, in denen in den nächsten Jahren mit gleichbleibend höheren Kinderzahlen gerechnet werden darf, wenn auch dort mit stetig abnehmendem Niveau.⁴

Wir müssen nicht zu Kain und Abel, zu Joseph und seinen Brüdern oder zu den Märchen der Gebrüder Grimm zurückgehen, um festhalten zu können, dass das Aufwachsen mit Geschwistern kein Garant für ein gelingendes oder gar glückliches Leben ist.

Diese Entwicklungen haben höchste Auswirkungen auf die Form des Aufwachsens von Kindern in Familien. Schon jetzt zeichnet sich ab, dass sich das Erfahrungserleben von mitaufwachsenden Geschwistern immer stärker auf einige Weltteile konzentrieren wird, während die grosse Mehrzahl der Menschen in Einzelkinder-Settings aufwachsen wird. – Dies ausserdem in einer Welt, in der es grundsätzlich immer weniger Altersgenossen geben wird und damit die Chance auf altersgemässes soziales Lernen abnimmt.⁵

Aber ist diese Aussicht – provokant gefragt – tatsächlich so schlimm? Wir müssen nicht zu Kain und Abel, zu Joseph und seinen Brüdern oder zu den Märchen der Gebrüder Grimm („Eine Witwe hatte zwei Töchter, davon war die eine schön und fleißig, die andere hässlich und faul ...“) zurückgehen, um festhalten zu können, dass das Aufwachsen mit Geschwistern kein Garant für ein gelingendes oder gar glückliches Leben ist.

Das erstaunlich junge Fach der Geschwisterforschung, welches mit der Geburtshilfe durch Alfred Adler⁶ erst vor knapp einhundert Jahren das Licht der Welt erblickte, richtete das Augenmerk darauf, dass das Aufwachsen mit Geschwistern wichtige soziale Lerngelegenheiten für die Entwicklung der individuellen Persön-

1 Wobei der Begriff für die Erstellung der folgenden Statistiken sehr weit gefasst ist: Gemeint sind mit Familien alle Haushalts-Konstellationen, bei denen Minderjährige ihren Erstwohnsitz haben.

2 Vgl. Statistica, Anzahl.

3 Vgl. Statistica, Fertilitätsrate.

4 Vgl. Nicholas, Looking.

5 Diese Beobachtung ist nicht wertend gemeint, allzumal das Dasein als Einzelkind in jüngerer Forschung kaum noch problematisiert wird. Vgl. Kasten, Einzelkinder, 9f.

6 Vgl. Datler u. a., Alfred Adler, 27.

lichkeit bietet; zugleich stellt es aber auch heraus, dass das Aufwachsen mit Geschwistern auch beeinträchtigende Wirkungen im Blick auf die Realisierung gelingender Lebenspläne haben kann.

Die Entdeckung der Ambivalenz von Geschwistern für die Entwicklung des individuellen Selbst hatte Adler ursprünglich mit der Geschwisterreihenfolge und ihrer Auswirkung auf die Persönlichkeitsentwicklung verknüpft. Die Ergebnisse seiner Forschung haben sich tief in das kulturelle Gedächtnis eingebrannt und sind Gemeinplätze in der küchenpsychologischen Einschätzung geworden, warum sich dieses Geschwisterkind so, jenes aber ganz anders verhalte: Denn geprägt durch das *vertikale* Spannungsfeld zwischen Eltern und Kindern und gleichermaßen durch das horizontale, in dem das erstgeborene Geschwisterkind der *primus inter pares* wäre, seien eben die Erstgeborenen überdurchschnittlich oft besonders ehrgeizig, erfolgreich und bereit, Verantwortung zu übernehmen. Das jüngste Geschwisterkind sei hingegen oft der Freigeist einer Familie, weil jenes von Beginn an viel durch Beobachten von den älteren Geschwistern lerne und später entsprechend gut darin wäre, eigene Interessen zu reflektieren und unabhängig von möglichen Erwartungen der Eltern seine Lebensreise anzutreten.⁷ In der Forschung wird jedoch bereits seit längerem diskutiert, dass sich solche persönlichkeitsrelevanten Auswirkungen von Geschwisterkonstellationen kaum (noch) im Rahmen statistischer Methoden nachweisen liessen, da liberale Familienkonstellationen („Patchworkfamilien“) den Referenzrahmen der „klassischen“ Kernfamilie in vielerlei Hinsicht aufgebrochen hätten und die spezifische Position in einer Geschwisterreihenfolge nurmehr eine geringe Aussagekraft ausserhalb anekdotischer Evidenz habe.⁸ Es ist daher sicher nicht ganz falsch, die Geschwisterreihenfolge vom Evidenzgehalt her ähnlich wie ein Sternzeichen zu verstehen.

Ergänzend dazu wäre übrigens festzuhalten, dass sich heutige Vorstellungswelten zu Geschwistern, zu einem „üblichen“ Rhythmus der Abfolge ihrer Geburten und schliesslich zur Relevanz ihrer Reihenfolge hauptsächlich mit dem seit dem 19. Jahrhundert vorherrschenden Idealbild des Familie-seins gebildet haben.⁹ In allen Menschheitsepochen bis zu diesem Zeitpunkt waren konstellationsoffene Patchworkfamilien die Regel, weil eine wesentlich höhere Mortalitätsrate bei Geburten, anschliessend notgedrungene Wiederheiraten, mit denen oft weitere Kinder in den Haushalt dazukamen, und nicht zuletzt die Aufnahme von Kindern oder Jugendlichen als „Mündel“ aus dem näheren oder ferneren Verwandtenkreis gar kein zu enges Verständnis von Geschwisterschaft zuliesse. Unser heutiges Konzept von „Geschwistern“ ist dagegen viel enger an die biologischen Eltern gebunden – als Epiphänomen eines stark reglementierten Unterhalts- und Erbrechts, das mit naturwissenschaftlichen Methoden (Abstammungsanalyse mit DNS-Vergleich usw.) jederzeit die „richtigen“ von den „falschen“ Geschwistern separieren kann.

7 Vgl. dieses schöne Beispiel für eine populärwissenschaftliche Darlegung der Adler'schen Untersuchungen: <https://www.eltern.de/kleinkind/entwicklung/juengstes--mittleres--aeltestes-kind--was-das-ueber-die-persoenlichkeit-aussagt-13361270.html>.

8 So Langenmayr bereits 1985: „Empirische Untersuchungen ergeben oft keine Resultate“. Vgl. Langenmayr, *Geschwisterkonstellation*, 254-256.

9 Vgl. Vorpahl, Hiermit.

Von Linsengerichten und anderen Rivalitätsfaktoren

Harmonisches Spiel kann plötzlich in bodenlosen Hass umschlagen; fünf Minuten später ist alles vergessen und die Eintracht wiederhergestellt.

Ein tatsächlich ambivalenter Faktor der Persönlichkeitsentwicklung von Geschwistern ist eine Grundkonstante ihres Daseins: Nämlich die Rivalität um die Aufmerksamkeit und Gunst der Eltern. Der Begriff Grundkonstante ist dabei durch wörtlich zu verstehen, denn keine Beziehung des Nahbereichs, selbst die zu Lebensgefährte:innen, dauert üblicherweise so lange wie die zwischen Geschwistern. Dies bringt die entsprechenden Potenziale mit, sich durch gegenseitige Verletzungen, Neid und Missgunst das Leben zu erschweren oder umgekehrt, häufig sogar gleichzeitig, sich durch gegenseitige Unterstützung das Leben zu erleichtern. Viele Eltern von Geschwisterkindern kennen dies: Harmonisches Spiel kann plötzlich in bodenlosen Hass umschlagen; fünf Minuten später ist alles vergessen und die Eintracht wiederhergestellt.



In den weltliterarischen Reflexionen auf das Dasein der Menschheit, von der Bibel bis hin zu den Brüdern Karamasow, finden sich neben Stellungnahmen zu geschwisterlichem Wettkampf und zur bisweilen existenziellen Rivalität noch viele weitere Begriffe und Haltungen, welche die typischen und prägenden Rollen widerspiegeln, die die Geschwister füreinander und gegenüber der Elterngeneration spielen können: Sie sind Vorbilder, Abgrenzungsobjekte, Vertraute und Trostspender:innen, Reflexionsfläche eigenen Verhaltens, enge Begleiter:innen bei der individuellen Bewältigung von Entwicklungsphasen über die Lebensspanne hinweg usw.

Dazu kommt, dass die Ausgestaltung des geschwisterlichen Verhältnisses von weiteren Bedingungen abhängt. In den Sprachkulturen der Welt und in den damit einhergehenden Vorstellungen spielen auch die praktisch realisierten Formen von Geschwisterschaft – zwischen Brüdern, Schwestern oder zwischen gemischtgeschlechtlichen Geschwisterkonstellationen – eine eigene und sozial-kulturell betrachtete wichtige Rolle.¹⁰

Diesen Formen sind Semantiken, Narrative und phänomenologische Schablonen zugeordnet, die ein bestimmtes geschwisterrollenadäquates Verhalten nach sich ziehen müssen.¹¹

In unserem Sprachraum sind beispielsweise mit dem Begriff „grosser Bruder“ bestimmte Erwartungen hinsichtlich Verhalten und sozialer Rolle verknüpft, die wiederum in Abhängigkeit vom Geschlecht des jüngeren Geschwisterkinds unterschiedlich konnotiert sind. Handelt es sich um einen jüngeren Bruder, wird vom „grossen Bruder“ eher ein Verhalten erwartet, das ihn als „Vorbild“ oder als „fast schon Erwachsenen“ auszeichnet. Handelt es sich um eine jüngere Schwester, wird vom grossen Bruder eher ein Verhalten als „Beschützer“ eingefordert.

¹⁰ Vgl. Frick, Ich.

¹¹ Vgl. Völkening, Themen, 74-76.

Freilich sind die Grenzen zwischen diese Konnotationen häufig fließend und auch abhängig vom Alter der jeweiligen Geschwister zueinander. Deutlich wird aber bereits an diesen kleinen Beispielen, dass „Geschwister-sein“ ein hochkomplexes und mit unterschiedlichen Semantiken befrachtetes soziales Phänomen oder Konstrukt ist, das die rein biologisch begründete Begriffsbildung weit übersteigt. Dies zeigt sich übrigens nicht zuletzt daran, dass sich Semantiken der Geschwisterlichkeit auch in viele andere gesellschaftliche Teilbereiche eingepreßt haben: Aus religiösen Kontexten sind bereits seit jeher Bruder- und Schwesternschaften (manchmal auch in ostentativer Abgrenzung voneinander) in verschiedenen Formen bekannt. Im urbanen Milieu machte zuletzt die Bro-Culture (‚Bro‘ als Slang-Ausdruck von *brother*) von sich reden, die stark von Männlichkeitsidealen und einer gewissen vulgären Kumpanei geprägt ist – bis hin zu dem faszinierenden und irgendwie ironisch gebrochenen Phänomen, dass sich in den Agglomerationen der Metropolen junge Frau gegenseitig mit „Bro“ ansprechen.¹² Und über den Chaoswassern der Gegenwart schwebt der „Big Brother“ aus Orwells düsterer Prophezeiung ‚1984‘ – heute schon mehr wahr als falsch.

Deutlich geworden sollte mit diesen schablonenhaften Zusammenfassungen jedenfalls sein, warum der Begriff „Geschwister“ reich an ambivalenten Zuschreibungen, Erfahrungsweisen und Konnotationen ist. Und umso drängender stellt sich die interessante Frage, wie es eigentlich zu der ausnehmend positiven Lesart von „Geschwisterlichkeit“ gekommen ist. So positiv, dass es sich sogar beinahe falsch anfühlen kann, das Konzept „Geschwisterlichkeit“ auf seine Schattenseiten hin abzuklopfen. Sehen wir also weiter.

Geschwisterlich werden: Idealismus und Realität

Begriffe haben manchmal eine eigentümliche Geschichte. Geschwisterlichkeit als Ableitung der Brüderlichkeit¹³ (frz. *fraternité*) kennt jedermann aus dem berühmten Motto der französischen Revolution: *Liberté – Egalité – Fraternité*, das seit jüngerer Zeit auch in der Präambel der Verfassung der sogenannten fünften Republik¹⁴ von 1958 verankert ist. Geschwisterlichkeit

Es handelt sich um eine Geschwisterlichkeit „dem Geiste nach“ – man solle also einander begegnen, als ob man geschwisterlich verbunden wäre.

als Teil des Mottos wird in ihr als Voraussetzung für allgemeine demokratische Entwicklung verankert – und hat damit eine ähnliche Funktion wie in der zehn Jahre zuvor entstandenen „Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte“. Dort heisst es an äusserst prominenter Stelle, nämlich im Artikel 1: „Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren. Sie sind mit Vernunft und Gewissen begabt und sollen einander im Geiste der Brüderlichkeit begegnen.“

Unmittelbar auffällig ist, deutlicher übrigens in der Menschenrechtserklärung als in der Verfassung der fünften Republik, dass damit ein ganz bestimmter Modus

¹² Vgl. Gogoi, ‚Bro-liferation‘.

¹³ Im Folgenden wird konsequent der Begriff „Geschwisterlichkeit“ anstelle der „Brüderlichkeit“ dann verwendet, wenn beide synonym gelesen werden können.

¹⁴ Vgl. Verfassung.

der geschwisterlichen Praxis heraufbeschworen werden soll: Es handelt sich um eine Geschwisterlichkeit „dem Geiste nach“ – man solle also einander begegnen, *als ob* man geschwisterlich verbunden wäre. Unüberhörbar klingt darin eine ideale Vorstellung von Geschwisterlichkeit an, die die realen Erfahrungsweisen derselben (wie im ersten Abschnitt schablonenhaft dargestellt) vollständig transzendiert.

In beiden Dokumenten, und es liessen sich noch viele vergleichbare heranziehen, wird selbstverständlich nicht auf eine sozusagen essentialistische Lesart geschwisterlichen Daseins abgehoben – z. B. alle Menschen sollten sich tatsächlich als geschwisterlich verbundene, blutsverwandte Nachfahren eines urmenschlichen Paares (Adam und Eva!) verstehen –, sondern es geht offensichtlich um eine bestimmte advokatorische Beziehungsgestaltung zum Nächsten: *Gehe mit allen Menschen so um und nehme alle so im Lichte gegenseitiger, freudiger Wertschätzung wahr, als ob Ihr einander Schwester und Bruder seid.*

Niemand hat diesen idealistischen Gedanken mit solcher Wirkungskraft ausgedrückt wie Friedrich Schiller in seiner berühmten *Ode an die Freude*: „Freude, schöner Götterfunken, Tochter aus Elisium, Wir betreten feuertrunken, Himmlische, dein Heiligthum. Deine Zauber binden wieder, Was die Mode streng getheilt, Alle Menschen werden Brüder, Wo dein sanfter Flügel weilt.“ Legen wir aber diesen *kategorischen Imperativ der Geschwisterlichkeit* für eine genauere Untersuchung zunächst auf die Seite und gehen wir zuerst auf Spurensuche, wie das ambivalente Geschwister-Sein im Ruf nach Geschwisterlichkeit Trägerin einer idealistischen Vorstellung werden konnte.



Bild 1:
François de
Salignac de La
Mothe-Fénelon

Ein Slogan und seine Geschichte

Wie bereits beschrieben: Unsere Ohren hören „Geschwisterlichkeit“ und es drängt sich uns unweigerlich der wohlklingende Begriffssinn auf, der in den vergangenen Jahrhunderten und im Gefolge der humanistisch-aufklärerischen (R)Evolution so wirkmächtig geworden ist. In einer ersten Annäherung gilt es festzuhalten, dass dieser idealistische Bedeutungsgehalt nicht von *spin doctors* revolutionstrunkener französischer Intellektualität gleichsam „erfunden“ wurde. Entnommen ist er vielmehr *dem* frühauflärerischen Bildungsroman des 18. Jahrhunderts, und zwar dem im Jahr 1699 unter recht abenteuerlichen Umständen erschienen „Die Abenteuer des Telemach“ von François de Salignac de La Mothe-Fénelon, Erzbischof von Cambrai.¹⁵ Dieses schnell zu Ruhm gekommene Werk wird vielerorts gelesen, und das bedeutet: Wer zur Zeit der französischen Revolution lebt und eine vertiefte Bildung erfahren hat, kennt dieses Buch, seine Hauptthemen und vor allem auch den fraglichen Ruf nach Gleichheit, Freiheit, Geschwisterlichkeit. Und es liegt nahe, dass dieses Motto mit seinem Ruf nach Geschwisterlichkeit bei vielen Zeitgenoss:innen der französischen Revolution

¹⁵ Vgl. Saage, Utopie, 66. Spaemann, Reflexion, 18.

Bilder und Vorstellungen aufgerufen hat, die unmittelbar dem Roman Fénelons entsprungen sein dürften.

Worum geht es nun aber in dem Buch? Als Fürstenspiegel von Fénelon konzipiert und von einer aufgeklärten Leserschaft als humanistischer Anti-Machiavelli rezipiert, wurde der Roman als gar nicht so sehr versteckte Kritik an absolutistischen Herrschern gelesen, die ihre Herrschaft mit Prunk und Luxus auskleiden und unter der Last ihrer goldenen Kronen die Bedürfnisse der untergeordneten Stände vergessen. Verknüpft ist diese Schelte der herrschenden Klasse mit idealistisch-utopischen Vorstellungen, die die zeitgenössische Leserschaft zum Träumen gebracht haben dürften.

Im Buch werden nämlich unter anderem die (fiktiven) Verfassungen Baeticas und Salents geschildert und die Auswirkungen dieser Verfassungen auf das alltägliche Leben der Menschen: Gemeinsinn geht an diesen Orten mit zweckrationaler Bescheidenheit, Gemeineigentum mit einer nachhaltig-vernünftigen Lebensweise und Gemeinschaft mit unerschütterlich-harmonischen Beziehungen einher. Der Ruf nach Freiheit – Gleichheit – Geschwisterlichkeit, wie er im Roman erschallt, ist somit zugleich eine Absage an den *status quo* der tatsächlich in der Realität erfahrbaren Geschwisterlichkeit und eine demonstrative Hinwendung zum U-Topos, zum Noch-Nicht-Ort, an dem eine *neue* Geschwisterlichkeit entstehen und anschliessend herrschen *möge*. Man kann es nicht anders sagen: Die Aufklärung und schliesslich die französische Revolution waren dankbare Resonanzverstärker für den im Motto zur Schau getragenen Idealismus.

Doch mit der semantischen Verlagerung der Begriffe auf den U-Topos geschieht etwas Weiteres: Sie werden als *jetzt noch* defizitär, aber *hoffentlich bald* voll realisierbar markiert. Mit anderen Worten: Es wird mit dem Motto eine weltgeschichtliche Perspektive vom Ist- zum Soll-Zustand aufgespannt, die in sich eine Forderung nach politisch-emanzipativem Handeln enthält.

Erst einige Zeit später offenbart sich, dass in diesem auf den ersten Blick so schlüssigen Motto eine gar nicht kleine Hypothek für die Forderung nach Geschwisterlichkeit enthalten ist. Denn in den drei Begriffen stossen Vorstellungen aufeinander, die ursprünglich gar nicht so recht zusammengehören wollen: nämlich die von subjektiven Freiheitsrechten einerseits und gemeinwohlorientierten Bindungen andererseits. Karl Marx wird diesen inneren Konflikt knapp hundert Jahre später wie folgt zusammenfassen: „Die Phrase, welche dieser eingebildeten Aufhebung der Klassenverhältnisse entsprach, (...) war die Brüderlichkeit, die allgemeine Verbrüderung und Brüderschaft. Dies ist eine gemütliche Abstraktion von den Klassengegensätzen, dies ist eine sentimentale Ausgleichung der sich widersprechenden Klasseninteressen, dies ist eine schwärmerische Erhebung über den Klassenkampf.“¹⁶

Was kritisiert hier Marx eigentlich genau? Nun, „Freiheit“ und „Gleichheit“ bilden den Kerngehalt eines Menschenbildes, das wiederum Grundpfeiler heutiger menschenrechtlicher Normen ist. In ihnen fokussieren sich gleichsam die tiefsten

Freiheit und Gleichheit werden als Grundmassstab menschlichen Miteinanders postuliert, allerdings im gleichen Moment durch die menschliche Egozentrik korrumpiert.

Überzeugungen, die die Menschen subjektiv von sich und ihrer Handlungsmacht und -verantwortung haben, zugleich sind sie mit vielfältigen Traditionsbeständen religiöser und politischer Natur vermittelt und damit äusserst anschlussfähig an menschliche Selbsterfahrung weltweit. Aber, und das ist der erste Teil von Marxens Kritik: Diese Ideale sind spezifisch orientiert am je einzelnen Individuum, das heisst an der einzelnen Person, die um die Durchsetzung und dauerhafte Wahrung ihre Freiheitsphäre besorgt ist. Wie aber realisieren Menschen diese Selbstsorge? Indem sie Vermögen und Besitz akkumulieren und diese dadurch dem Zugriff durch andere entziehen. Marx weist hier einen typisch menschlichen ethischen „Doppelstandard“ nach: Freiheit und Gleichheit werden als Grundmassstab menschlichen Miteinanders postuliert, allerdings im gleichen Moment durch die menschliche Egozentrik korrumpiert.

Der Geschwisterlichkeit käme nun die Aufgabe zu, die individuellen Freiheitsrechte mit den Freiheitsansprüchen anderer zu vermitteln; also normativ zu markieren, dass die individuellen Rechtsansprüche auf persönliche Freiheit mit denjenigen anderer nicht konfliktieren dürfen. Das führt zum zweiten Teil der Kritik von Marx: Realisierte Geschwisterlichkeit würde bedeuten, andere positiv zur Realisierung ihrer Rechtsansprüche zu befähigen, im Sinne etwa von sozialer Gerechtigkeit – aber genau dieses Ideal ist letztlich nie ernsthaft von den herrschenden Klassen, um in der Diktion Marxens zu bleiben, verfolgt worden.

Kurz zusammengefasst: Geschwisterlichkeit, so wäre der Vorwurf von Marx auszubuchstabieren, hat in ihrer idealisierten Form *post*-Aufklärung die unbarmherzige Eigenschaft, letztlich nur ein Feigenblatt über den herrschenden Verhältnissen zu sein; man ruft sie im Goldton der Verehrung an, dies aber mit dem geheimen Ziel, nichts an der faktischen *Ungleichheit* und *Unfreiheit* der Menschen zu ändern. Ein letztes Schlaglicht auf die skizzierte Kritik von Marx: Er lehnt den Begriff Geschwisterlichkeit konsequent ab und nutzt stattdessen den Begriff *Solidarität*.

Aktuelle Debatten

Dieser Streit um das angemessene Verhältnis von Freiheit, Gleichheit und Geschwisterlichkeit ist bis in die Gegenwart politischer Ethik nicht beigelegt. Profiliert haben sich in der Debatte zwei sich grundlegend voneinander unterscheidende Positionen: Auf der einen Seite eine Position in der Nachfolge Immanuel Kants, die bei allen Unterschieden in den jeweiligen theoretischen Ausformungen mit Vertretern wie John Rawls oder Jürgen Habermas verknüpft ist. Ihr Fokus liegt auf einem liberal-vertragstheoretischen Konzept, bei dem vernünftige Individuen auf der Grundlage eines rationalen Aushandlungsprozesses die Grundsätze der Gerechtigkeit für ihr Zusammenleben bestimmen.

John Rawls, der mit seiner „Theorie der Gerechtigkeit“ die politische Ethik in den 1970er wiederbelebte, kommt auf dieser Grundlage zur Ansicht, dass freie und gleiche Menschen das sogenannte „Differenzprinzip/Unterschiedsprinzip“ als rationale Realisierung der Geschwisterlichkeit verwenden würden.¹⁷ Dieses berühmte gewordenen Prinzip besagt, dass aus Gerechtigkeitsgründen in einer Gesellschaft Ungleichheiten wirtschaftlicher und sozialer Art so gestaltet werden müssen, dass sie allen Bürger:innen, insbesondere den schlechter Gestellten zu Gute kommen. Dieses Konzept verbindet Rawls sogar selbst mit dem Motto Freiheit, Gleichheit, Geschwisterlichkeit, denn „[...] der Brüderlichkeit entspricht das Unterschiedsprinzip. Damit hat der Gedanke der Brüderlichkeit in der demo-

Auffällig ist, dass Geschwisterlichkeit in dieser Konzeption keinerlei emotionaler Motivation entspringt, sondern letztlich ein rationaler Entscheid ist.

kratischen Deutung der beiden Grundsätze einen Platz gefunden, und man erkennt, daß er der gesellschaftlichen Grundstruktur eine ganz bestimmte Bedingung auferlegt“¹⁸.

Auffällig ist, dass Geschwisterlichkeit in dieser Konzeption keinerlei emotionaler Motivation entspringt, sondern letztlich ein rationaler Entscheid ist, eine bloße Willensbekundung des Einzelnen, damit gesellschaftliche Zusammenarbeit überhaupt erst möglich wird. Darüberhinausgehende *affektive* Bindungen spielen in den liberalen Konzeptionen demonstrativ keine Rolle, weil sie die entstehende Gerechtigkeitskonzeption entrationalisieren würden. Bei Rawls wird dies kenntlich gemacht durch den berühmten „Schleier des Nichtwissens“, der alles tiefere Wissen um die potenziellen Arten der Verbindungen zu Mitmenschen verdeckt.

Diesem rationalistischen Verständnis von Geschwisterlichkeit entgegengesetzt ist die zweite Position, die jenes Verständnis als notwendige *Bedingung* sieht, um Freiheit und Gleichheit realisieren zu können. Die liberalen Theorien, so der Vorwurf, gingen von der irreführenden Vorstellung aus, dass Menschen in einem Status der Präsozialität über die gerechten Formen der Kooperation und die gesellschaftliche Relevanz von Werten und Gütern entscheiden könnten.¹⁹ Die Vertreter des sogenannten Kommunitarismus oder des Neo-Aristotelismus wie Alasdair MacIntyre oder Martha Nussbaum setzen dagegen das „Aufgehobensein in einem gemeinsamen Leben“²⁰ und gegenseitige Anerkennung²¹ auf der Grundlage vielfältiger sozialer Beziehungen als Voraussetzung dafür ein, dass Menschen über Fragen der Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit angemessen befinden können.

Ein Kreis schliesst sich

Mit diesem kurzen Blitzlicht auf die politische Ethik schliesst sich in gewisser Weise auch der Kreis um „Geschwisterlich sein – Geschwisterlich werden“. Es hat sich in der vergangenen Epoche herauskristallisiert, dass der idealistische Ruf nach Geschwisterlichkeit *allein* wohl nicht genügen kann, um zu einem tatsächlichen geschwisterlichen Miteinander zu motivieren. Es braucht die Erfahrungs-

17 Vgl. Bratu, Differenzprinzip.

18 Rawls, Theorie, 127, zitiert nach: Angehrn, Solidarität, 24.

19 Vgl. Angehrn, Solidarität, 24.

20 Angehrn, Solidarität, 25.

21 Vgl. Honneth, Kampf.

räume des Geschwisterlichen als notwendige Bedingung der Möglichkeit, um soziale Beziehungen, ja sogar die Beziehungen zur Welt angemessen gestalten zu können. Umso betroffener müssen die eingangs beschriebenen Entwicklungen rund um die nachlassenden Erfahrungsmöglichkeiten von Geschwistern im engeren, von nahestehenden Personen im weiteren Sinne machen. Denn im Sinne des berühmten Diktums von Wolfgang Böckenförde: „Der freiheitliche, säkularisierte Staat lebt von Voraussetzungen, die er selbst nicht garantieren kann“, steht mit den verschwindenden Realisierungsformen von Geschwisterlichkeit die Gefahr im Raum, dass eine Lernmöglichkeit für solidarische und gemeinwohlorientierte Lebensführung verschwindet – und damit eine zentrale Säule für die Gestaltung des Zusammenlebens, auf die Demokratien (und nicht nur die Rentenkassen!) angewiesen sind.

Doch bei grossen Begriffen wie Geschwisterlichkeit erschöpft sich ihr Status als Voraussetzung im Sinne Böckenfördes nicht im Bereich der Praxis und des Alltags; genauso wichtig sind die Narrative, die Menschen mit diesen Begriffen verbinden. Denn sie helfen, die eigenen Erfahrungen zu analysieren, individuell auszudeuten und differenziert weiterzuentwickeln. Religiöse Traditionen, Erzählungen oder Mythen liefern erst den Reflexionshorizont, vor dem sich die ethisch-praktische Dimension von Begriffen weiter realisiert und sich mit dem konkreten Tun verbindet. Wenn in der päpstlichen Sozialzyklika *Laudato Si'* die Geschwisterlichkeit eine universale Ausdeutung erfährt und schöpfungstheologisch begründet die Verbundenheit aller Geschöpfe hervorhebt²², dann kann man dies als bloss poetische Aussage einer bestimmten religiösen Denkrichtung wahrnehmen – oder man kann sich herausgefordert fühlen, eigene Erfahrungsformen von Geschwisterlichkeit mit diesem poetischen Bild in Abgleich zu bringen und sich damit selbst auf den Weg zu dieser idealeren Form der Geschwisterlichkeit machen.

Literatur

Angehrn, Emil, Solidarität als Leitbegriff der Sozialphilosophie, in: *Solidarität und Selbstverwirklichung*, Giessen 2001, 13-31.

Bratu, Christine, Das Differenzprinzip, in: Anna Goppel/Corinna Mieth /Christian Neuhäuser (Hg.), *Handbuch Gerechtigkeit*, Stuttgart 2016, 158-163.

Datler, Wilfried/Gstach, Johannes/Wininger, Michael (Hg.), *Alfred Adler – Schriften zur Erziehung und Erziehungsberatung (1913-1937)*, Göttingen 2009.

Frick, Jürg, *Ich mag dich – du nervst mich. Geschwister und ihre Bedeutung für das Leben*, Göttingen u. a. ⁴2015.

22 Vgl. *Laudato Si'*, Art. 92.

- Gogoi, Priyadarshini, The Great ‘Bro-liferation’: Should Women Be Calling Each Other ‘Bro’?, <https://livewire.thewire.in/livewire/the-great-bro-liferation-should-women-be-calling-each-other-bro/> (25.3.2025).
- Honneth, Axel, Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte, Frankfurt a. M. 1994.
- Kasten, Hartmut, Einzelkinder und ihre Familien, Göttingen u. a. 2007.
- Langenmayr, Arnold, Geschwisterkonstellation aus empirischer und klinisch-psychologischer Sicht, in: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie 34 (1985) 7.
- Nicholas, Kristof, Looking to a Time When Most of the World’s Babies Will Be African, in: New York Times vom 28. Januar 2025, <https://www.nytimes.com/2025/01/28/opinion/africa-population-youth.html> (14.03.2025).
- Ohne Autorennennung, Jüngstes, ältestes oder mittleres Kind? Was das über deine Persönlichkeit aussagt, <https://www.eltern.de/kleinkind/entwicklung/juengstes--mittleres--aeltestes-kind--was-das-ueber-die-persoenlichkeit-aussagt-13361270.html> (18.03.2025).
- Rawls, John, Eine Theorie der Gerechtigkeit, Frankfurt a. M. 1979.
- Saage, Richard, Utopie als ‚Fürstenspiegel‘. Zu Fénelons ‚Die Abenteuer des Telemach‘, in: UTOPIE kreativ 95 (1998) 66-77.
- Spaemann, Robert, Reflexion und Spontaneität. Studien über Fénelon, Stuttgart 2019.
- Statistica, Anzahl der Familien in Deutschland nach Kinderzahl, <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/3051/umfrage/anzahl-der-familien-in-deutschland-nach-kinderzahl> (14.03.2025).
- Statistica, Fertilitätsrate in Italien, <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/167712/umfrage/fertilitaetsrate-in-italien/> (14.03.2025).
- Verfassung der Fünften Republik Frankreichs, <https://www.conseil-constitutionnel.fr/le-bloc-de-constitutionnalite/texte-integral-de-la-constitution-du-4-octobre-1958-en-vigueur> (28. Februar 2025).
- Völkening, Helga, Themen, Kontexte und Perspektiven sozial- und individual-psychologischer Geschwisterforschung – Ein Überblick, in: Ulrike Schneider/Helga Völkening/Daniel Vorpahl (Hg.), Zwischen Ideal und Ambivalenz. Geschwisterbeziehungen in ihren soziokulturellen Kontexten, Frankfurt a. M. u. a. 2015, 65-82.

Vorpahl, Jenny, „Hiermit Gott befohlen und seydt hübsch alle, ihr viere brüderlich, ihr zwei schwesterlich, getreu“. Die Darstellung von Geschwisterbeziehungen in den Kinder- und Hausmärchen in ihrem soziokulturellen Kontext, in: Ulrike Schneider/Helga Völkening/Daniel Vorpahl (Hg.), Zwischen Ideal und Ambivalenz. Geschwisterbeziehungen in ihren soziokulturellen Kontexten, Frankfurt a. M. u. a. 2015, 179-208.

